Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Recht der Arbeit“ einschl. Bringerlohn 80 Pf., bei Zustellung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6562) pro Vierteljahr M. 2.25. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Montags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehreren Anzeigen Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftsstunde von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I Nr. 1709.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 145. | Dresden, Freitag den 27. Juni 1902. | 13. Jahrg.

An die Arbeiterschaft!

Zum Quartalswechsel bitten wir, das Abonnement auf die Zeitung umgehend zu erneuern.

Ueber die Bedeutung und Wichtigkeit der Presse für die Aufklärung der Massen brauchen wir kein Wort zu verlieren. Aber auch die Lügen und Entstellungen der Gegner, die in der letzten Zeit, unsern Erfolgen entsprechend, an Gehässigkeit und Unverschämtheit zugenommen haben, bedürfen energischer Zurückweisung. Das aber kann am wirksamsten nur durch die Presse geschehen.

Ein Arbeiter, der die bürgerliche Presse unterstützt, ist ein Thor. Er schneidet sich ins eigne Fleisch, er macht seine Mithilfe an der Organisationsarbeit dadurch zum Teile wieder wett. Die erste Bedingung im Kampfe ist, den Gegner zu schwächen, den Freund zu stärken. Man unterstützt aber den Feind, wenn man ihm hilft, die beste Waffe, die es im heutigen Parteikampfe giebt, die Presse, durch sein Abonnement schärfer und wuchtiger zu machen.

So wenig ein Arbeiter im Zweifel sein darf, auf wessen Seite er bei Wahlen zu stehen hat, so wenig darf er im Zweifel sein, welches Blatt am Ort er lesen soll.

Arbeiter! Unterstützt das Blatt, das Eure Interessen in erster Linie vertritt.

Abonniert auf das Arbeiterblatt!

Verschämtes und Unverschämtes von der Reichsfinanzreform.

Der statistische Ausweis über die ständige Steigerung der Matrikularbeiträge, der im neuesten Bande des reichsstatistischen Jahrbuchs erschienen ist, hat jüngst der Nationalliberalen Korrespondenz einen erschütternden Notschrei entlockt. Auch die um Bassermann sind sich klar darüber geworden, daß es auf die Weise nicht weiter geht, und das zur Regelung der verfahrenen Finanzverhältnisse des Reiches etwas Ernstes geschehen muß. Und auch darüber scheinen sie keinen Zweifel zu hegen, daß die erwartete Reichsfinanzreform nicht mehr im letzten Arbeitsjahre des alten Reichstags, sondern im ersten des neugewählten aller Wahrscheinlichkeit nach in Angriff genommen wird.

Man sollte nun meinen, daß die Egeria der nationalliberalen Provinzpresse die Oeffentlichkeit zu einer möglichst breiten und ergiebigen Erörterung der schwebenden Streitfragen auffordern würde. Aber das Gegenteil davon ist geschehen. Die nationalliberale Partei möchte um Gottes willen nicht auch das noch erleben müssen, daß die Frage der Reichsfinanzreform in den Wahlkampf des nächsten Jahres hineingeworfen wird. Ihr Organ ist denn auch jetzt überzeugt davon, daß sich mit einem Reichstage, der aus einem solchen Wahlkampfe hervorginge, eine Reichsfinanzreform überhaupt nicht machen ließe. Das Material zu dieser Frage hätten ja doch nur die Regierungen; die andern Leute aber würden gut thun, still zu halten und das Weitere in Ergebenheit abzuwarten.

Was für schätzbares Material in den Mappen des Reichsschatzamtes gesammelt wird, ist längst offenkundig geworden. In seiner Etatsrede vom 8. Januar 1902 hatte der Staatssekretär v. Thielmann den Reichsboten dieses süße Geheimnis anvertraut:

Wenn der wirtschaftliche Niedergang anhält und der Rückgang der Einnahmen sich weiter fortsetzt, so werden Sie nicht umhin können, neue Einnahmequellen zu bewilligen, nicht aber solche wie die Börsenstempel, sondern Einnahmen, die wirklich zu Buch schlagen, **und da stehen an erster Stelle die Worte Bier und Tabak.**

Nach dem edlen Plane der nationalliberalen Parteikorrespondenz soll also jedes Aufsehen mit den geplanten Bier- und Tabaksteuern vermieden werden. Offenbar fürchtet sie, daß die bekannte Mandatsmüdigkeit verschiedener nationalliberaler Größen zu einer wahren Epidemie ausarten könnte, wenn die Kandidaten auch noch vor die peinliche Frage gestellt würden, wie sie sich zu Thielmanns Steuerplänen verhielten. Da es nun doch immer wahrer wird, daß nur die „allergrößten Kälber“ „ihre Metzger selber“ wählen, so möchte man sich doch wenigstens nicht gleich mit dem großen Schlächtermesser und der blutigen Schürze präsentieren müssen!

Inzwischen ist die zünftige Wissenschaft beauftragt worden, die nötigen Vorbereitungen zu treffen und der Münchner Flotten-Professor Georg v. Mayr erklärt sehr ernsthaft in einer jüngst erschienenen Broschüre: mit den „übertriebenen Vorstellungen von der Volksfeindlichkeit der wichtigsten Verbrauchssteuern, z. B. einer ausgiebigen Tabakbesteuerung, aufzuräumen, sei eine der Hauptaufgaben in dem jetzigen Vorbereitungsstadium der Reichsfinanzreform“. Ganz sachte soll erst den Jüngern der Wissenschaft und durch diese dem Volke beigebracht werden, daß die Erhöhung der Verbrauchssteuern auf die Artikel seines Massenkonsums eine patriotische und volksfreundliche That sei.

Es soll nun nicht weiter davon gesprochen werden, daß das Geld, welches dem Proletarier abermals vom Munde abgespart werden soll, Zwecken dient, die dem Arbeiter wahrhaftig kein Glas Bier und keine Pfeife Tabak wert sind. Daß spätestens für das Jahr 1904/05 eine neue Flottenvorlage zu erwarten steht, ist nicht nur allgemein bekannt, sondern jetzt gar auch offiziell zugestanden worden. Ebensowenig wollen wir weiter mit den nationalliberalen Leisetretern rechten. Diese Leute, die für ihre Mandate keine andere Rettung mehr wissen als den Versuch, die Erörterung wichtiger politischer Fragen vor der Oeffentlichkeit möglichst luftdicht abzuschließen, sind dem Fluche der Lächerlichkeit rettungslos verfallen. Ihren ausdrücklichen Angstschrei mag sich die Arbeiterschaft nun erst recht als Weckruf gelten lassen, über die angeblich „übertriebenen“ Vorstellungen von der Volksfeindlichkeit der Verbrauchssteuern desto gründlicher nachzudenken.

Gewiß wird uns nächstens auch wieder mit dem beliebten Argument aus Bismarcks Küche aufgewartet werden, daß die Verbrauchssteuern, besonders wenn sie nicht unentbehrliche Gegenstände betreffen, eigentlich freiwillig gezahlte Beiträge zur Erhaltung deutscher Reichsherrlichkeit seien. In Wirklichkeit aber ist die Wirkung solcher Steuern — wie die Bier- und Tabaksteuern — durchaus keine minder unangenehme und minder zwingende als die des Brotzolls.

Bier und Tabak sind, objektiv genommen, allerdings entbehrliche Dinge. Vom subjektiven Standpunkte des gewohnheitsmäßigen Gebrauches aber sind sie durchaus unentbehrlich. Das heißt: eine Verteuerung dieser Genußmittel führt zum allergeringsten einen Rückgang ihres Verbrauches herbei, sondern sie bewirkt zunächst entweder eine Verschlechterung der Qualitäten, den Gebrauch von Surrogaten, oder aber — wo diese Wirkung ausbleibt — belastet das größer werdende „Luxuskonto“ des Mannes, das gemeinsame Haushaltungsbudget der Familie. Die Einführung neuer Bier- und Tabaksteuern bedeutet dann keineswegs eine Mahnung an die Hausväter, den Verbrauch dieses nicht unbedingt notwendigen Genußmittels herabzusetzen — dabei hätte der Fiskus ja keinen Gewinn! — sie ist vielmehr eine freundliche Aufforderung, schlechteren Tabak zu rauchen, dünneres Bier, wenn nicht gar Schnaps zu trinken, oder aber einen Prozentsatz dessen, was für Kleidung, Nahrung 2c. bisher gebraucht worden ist, an die Kassen des nutzentziehenden Reiches abzuführen.

Der berüchtigte Erklärungsschwindel des Zentrums, wonach zur Aufbringung der Flottenkosten keine neuen, den Massenverbrauch belastenden indirekten Steuern eingeführt werden sollen, erfährt durch die Ankündigung des Schatzsekretärs, durch die Haltung der bürgerlichen Parteien und der ihnen dienstbaren „Wissenschaft“ die denkbar grellste Beleuchtung. Während die Welt- und Wasserpolitik nur den Profitinteressen der Großen und der Einzelnen der Größeren dient, werden ihre Lasten unbedenklich den Massen des Volkes aufgeladen. Ja, Herr Professor v. Mayr geht so weit, daß er die Zuschüsse der Einzelstaaten, d. h. der Erträgnisse aus direkten Steuern, überhaupt beseitigen und den Einzelstaaten noch Dotationen aus indirekten Reichssteuererträgen zuschieben möchte, damit die Einzelstaaten ihre direkten Steuern herabsetzen könnten!

Die Sozialdemokratie wird in ihrer Agitation für die nächstjährigen Reichstagswahlen nicht vergessen, daß eine Reichsfinanzreform nach Thielmann-Mayrschen Rezept für die nächste Reichstagssession in bestimmter Aussicht steht. Sie wird sich dabei nicht darauf beschränken dürfen, die volksfeindliche Verwendung der Steuergelder nachzuweisen, und die drohende Gefahr höherer Bier- und Tabaksteuern aufs Nachdrücklichste zu bekämpfen, sie wird auch darauf hinweisen müssen, wo das Geld zu holen wäre, das die besitzenden Klassen in ihrem ausschließlichen Interesse verwenden wollen: bei den besitzenden Klassen selbst. Eine Reichssteuer auf die hohen Einkommen und die großen Vermögen, vor allem aber die Einführung einer ausgiebigen Erbschaftssteuer dürfte das Reich selbst wenn die von der Sozialdemokratie geforderte Herabsetzung der vollen Heeres- und Flottenkosten vollständig nicht erreicht werden könnte, aus allen Finanzverlegenheiten befreien. Die Summe aller Erbschaftssteuern, die im Deutschen Reiche auf Grund der partikularistischen Steuergesetzgebung an die Staatskassen gezahlt werden, beträgt noch nicht ein Zehntel der englischen und noch nicht ein Siebentel der französischen Erträge! Das Reich auf die Erträge der indirekten Steuern beschränken wollen, heißt nichts anderes, als den besitzenden Klassen das Recht wahren, sich im engen Kreise der Klassenparlamente vor jeder mißliebigen Belastung ihres Einkommens oder ihres Vermögens zu schützen. Die Gewählten des allgemeinen Wahlrechts sollen nicht das Recht besitzen, die thatsächlichen partikularistischen Steuerprivilegien dieser Klassen anzutasten. Das ist des Pudels Kern!

Man begreift, warum jene Partei, die alles von dem Volke, nichts aber durch das Volk und für das Volk haben

Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

(23. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Doch so viel Mühe Richard sich auch gab, Johanna ins Unrecht zu setzen, immer wieder erblickte er sie, sehnsuchtsvoll herüberstarrend, von Sonnenstrahlen wie von einem Glorienschein umgeben, schon bekleidet mit dem einfachen Wollkleide, und er sah neben ihr, wie in der Ausstellung, die prächtige Kommerzienrätin in ihren ausgeklügelten Gewändern, und Johanna siegte, mochte ihre Nebenbuhlerin noch so höhnisch mit den Lippen zucken.

Gegen sechs Uhr kam der Vater im Gesellschaftsanzug, um Richard zur Eile zu mahnen. Er mußte rasch die Kleider wechseln und mit dem Vater hinübergehen.

Der Alte glaubte die Aufregung, die Schweigsamkeit seines Sohnes zu begreifen. Die Liebe der reichen schönen Frau und den Erfolg eines großen Werkes sich an einem Abende zu sichern, das konnte so einen jungen Mann schon wirbelig machen. Ihn selbst freilich hätte die doppelte Aufgabe nicht um den Verstand gebracht, wenn er so frisch und so hübsch gewesen wäre wie sein prächtiger Junge da. Er hätte die schöne reiche Frau und das ganze Bettelvolk von Musikanten mit fester Faust angepackt und sich nicht so viel in seiner Gemütsruhe stören lassen.

Richard hatte die Gedanken an Johanna zu verbannen gesucht, aber während er jetzt auf einem dicken Teppich zwischen grünen Blattpflanzen die hell erleuchteten Treppen emporstieg, las er im Geiste wieder ihren Brief. Aller Luxus, der ihn eben erst so begehrenswert, so menschenwürdig erschienen war, wurde plötzlich zum Vorwurf, da er ihn sah und Johannas gedenken mußte. Im Vorzimmer hingen so viele Pelze. Wer weiß, ob Johanna in ihrem Wollkleide nicht fror!

Im großen Saal empfing ihn Leontine inmitten der Gäste. Es waren kaum zweimal so viel harmlos dankbare Zuhörer eingeladen als Fachleute und Künstler. Mit den Gatten und Gattinnen der letzteren und mit den einflußreichsten Musikrezensenten stieg die Zahl der Personen kaum auf fünfzig.

Leontine hatte für diese Gesellschaft einen klugen Doppelschlag ausgeführt. Der Schwager des verstorbenen Kommerzienrats Pitersen, der Börsenmakler Jakubowski, hatte seit ihrer Verheiratung das Haus in der Tiergartenstraße nicht wieder betreten. Er hatte wohl ernsthafte Gründe zur Feindschaft gegen Leontine.

Sein Fernbleiben hatte ihr in den Augen ihrer nächsten Bekannten geschadet, und noch mehr hatte sie seine böse Zunge gefürchtet. Dieser selbe Jakubowski genoß in der musikalischen Welt Berlins ein ungewöhnliches Ansehen. Ohne selbst als Komponist oder Virtuose thätig zu sein, war er weit über die Börsenkreise hinaus ein musikalisches Orakel. Ihn für Richard Mettmann zu gewinnen war eine wichtige Aufgabe, um so mehr als Jakubowski der eigentliche Besitzer der einzigen musikalischen Wochenschrift und der beste Freund ihres Herausgebers war. Es traf sich glücklich, daß Jakubowski am Begräbnistage des Kommerzienrats sich ihr freundlich genähert und ihr ein paar wohlwollende Worte gesagt hatte.

Es hatte eben nicht freundlich geklungen: „Die herzloseste Frau kann doch die beste Krankenwärterin sein. Sie haben als Pflegerin meines Schwagers seinen Namen tadellos geführt. Ich danke Ihnen dafür!“ Aber es war doch eine Annäherung gewesen. Und Leontine wußte die künstlerische Neugier Jakubowskis durch gemeinsame Bekannte so lebhaft rege zu machen, daß er schließlich sein Erscheinen in dem Hause zusagte, aus welchem ihn einst das Eindringen Leontinens vertrieben hatte.

Nun bildete er mit Doktor Hinzmann, dem Herausgeber der Wochenschrift, den geistigen Mittelpunkt der Gesellschaft. Vor der künstlerischen Strenge Hinzmanns und vor der kritischen Bosheit Jakubowskis mußte schon mancher aufgehende Stern rasch wieder verblaßt. Richards künstlerischer Erfolg war gesichert, wenn er vor diesen beiden Männern bestand.

Leontine zweifelte gar nicht daran, daß das schließliche Urteil in der freien Wahl der Herren lag. Nicht umsonst waren auf ihren Rat die Frauenpartien den schönsten Sängerinnen der Stadt zugeteilt worden, Bariton und Tenor unter den Gatten der schönsten Frauen ausgesucht. Die Künstlergruppe gewährte in der That einen entzückenden Anblick. Und das Diner konnte der Stimmung auch nicht schaden. Jakubowski war nicht unempfindlich für einen auserlesenen Gang, und Hinzmanns kleine Schwäche, ein alter Mosel bester Lage, war natürlich berücksichtigt worden.

Es konnte nicht fehlen, das Fest mußte verlaufen, wie Leontine es vorbedacht hatte. Wenn die letzte Nummer vorüber war, wenn nach dem Quintett des dritten Aktes Zuhörer und Sänger sich zum rauschenden Beifall für den Komponisten vereinigten, wenn der große Erfolg so gut wie verbrieft war, dann brachte man auf einen Wink der Hausfrau den blühenden Lorbeerbaum herbei, der mit Mühe und Kosten aus einem fürstlichen Treibhause erstanden worden war und im Schlafzimmer bereit stand. Eine jüngere Jugendrivalin zum Komponisten durfte noch nicht gesucht werden, während des Trauerjahres nicht und Jakubowskis wegen nicht. Wenn aber die Gäste, welche zu keinem Feste, nur zu einer Musikprobe geladen waren, sich dann bald verlasen, wenn Richard mit seinem Vater allein zurückblieb, wurde endlich unter blühendem Lorbeer ein stilles Verlöbnis gefeiert. Schon gestern abend hätte sie den jungen Mann zur Erklärung bringen können, das hatte sie wohl gefühlt. Sie hatte noch ganz andere Bezwingungen, doch sie selbst wünschte, daß die Verpflichtung erst nach der Probe erfolgte. Wer um die schöne reiche Leontine werben wollte, mußte erst einen Namen haben, und wenn sie den namenlosen Mann noch so sehr geliebt hätte.

Das Diner dauerte nicht lange.

Die Hausfrau versicherte, während man zu Tische ging, zehnmal nacheinander in immer neuen Wendungen, sie dürfte noch keine Feste geben, es sei heute eine einfache Musikprobe, die Herrschaften müßten vorlieb nehmen.

Und dann wurde in ziemlich rascher Folge eine jener abgestimmten Mahlzeiten von drei Gängen aufgetragen, wie sie der reiche Kommerzienrat in seiner letzten Zeit, als er nur noch für Tafelfreuden Leben zu haben schien, mit seinem Koch ersonnen hatte.

Immerhin hatten die Gäste Zeit genug, ihre Stimmung zu heben. Es waren da unter den künftigen Leute, die an freudenlosen Tischen oder bei sich zu Hause an Luxus gewöhnt waren, andere, die gewöhnlich über die bescheidenste Nahrung

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020627/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG